

Die Globalisierung und ich – ein persönlicher Bericht

Von "Roberto Winzer"*

Fernweh. Produktive Unruhe. Neugierde auf die Welt und das Fremde. So würde ich in Schlagworten das beschreiben, was mich schon seit langem um- und durch die Welt treibt, seit mindestens dreizehn Jahren. Den Ausgangspunkt für dieses Interesse sehe ich in einer Reise nach London, an der ich im Alter von fünfzehn Jahren im Rahmen eines Austausches des Landkreises Göttingen mit dem armen Londoner Stadtteil Hackney teilgenommen habe. Ich war zwar schon vorher mit meiner Familie gereist, vor allem nach Dänemark, aber nun war ich das erste Mal auf mich selbst angewiesen und alleine in einer sehr großen Stadt. Im Gegensatz zu einigen anderen Teilnehmern konnte ich mich recht gut auf Englisch verständigen, vor allem weil ich schon seit zwei Jahren täglich auf dem britischen Sender Sky One „Star Trek“ geschaut habe. Und so habe ich mich nicht nur auf das für uns organisierte Programm verlassen, sondern mich alleine abends und nachts noch auf den Weg gemacht, London zu erkunden. Eines Nachts fuhr mein Bus nicht mehr bis zur vorgesehenen Haltestelle, bei der ich wohnte, sondern ließ mich als letzten und einzigen Passagier in Stoke Newington raus, dem - soweit ich mich erinnere - zumindest damals ärmsten Stadtteil von London. Während ich mich durch Polizeistationen und Shops zurück zu meiner ‚Gastfamilie‘ (ein vermutlich alkoholabhängiger älterer Junggeselle deutschen Ursprungs, der sich seit zwanzig Jahren irgendwie in London durchschlägt) fragte, verfolgte mich zwischenzeitlich irgendeine aggressive Jugendbande und ein Obdachloser. Am Ende habe ich alles gut und heile überstanden und es blieb eine ‚Erkenntnis‘ in mir zurück, dass das Leben viel mehr zu bieten hat und haben wird, als ich bis zu dem Zeitpunkt dachte und als mein familiärer Umkreis und das kleine Dorf in Niedersachsen, aus dem ich komme, mir vermitteln konnten. Das war eine augenöffnende Erfahrung, die Lust darauf machte, mehr von der Welt zu sehen und fremde Länder und Sprachen kennen zu lernen. Das schien mir durch Reisen so viel besser zu gehen, als zum Beispiel durch das Lernen in der Schule. Die letzten zwei Jahre am Gymnasium in Göttingen waren folglich auch schwierig, weil ich stark den Eindruck

* Der Name "Roberto Winzer" ist ein Pseudonym des Autors, der aufgrund des sehr persönlichen Charakters dieses Berichts darum gebeten hat, dass dieser Beitrag nicht unter seinem richtigen Namen veröffentlicht wird.

hatte, ‚raus‘ in die Welt zu wollen. Aus heutiger Sicht zum Glück habe ich dann aber brav das Abitur abgeschlossen und mich danach aufgemacht: Schon seit längerem hatte ich mich für die Möglichkeit interessiert, einen „Zivildienst im Ausland“ anstelle eines Militär- oder Zivildienstes in Deutschland abzuleisten. Ich habe von so gut wie allen Trägerorganisationen Informationen angefordert – hauptsächlich wegen der großen Auswahl an möglichen Projekten –, mich auf die „Freunde der Erziehungskunst Rudolf Steiners“ konzentriert und mich per Brief an sicherlich sechzig Projekte in dreißig verschiedenen Ländern gewandt. Ich kann mich noch gut an das überraschende Gesicht der Postfrau in meinem kleinen Heimatort erinnern, als ich bei ihr die Briefe abgab. Konkrete Zusagen habe ich dann aus einer sozialen Lebensgemeinschaft in Irland, für eine Art Hausmeisterposten in Uruguay und von einer Waldorf-Schule in Moskau bekommen. Und für die Stelle, für die ich mich dann letzten Endes entschieden habe: Für einen Bauernhof in Norwegen, eine Lebensgemeinschaft, in der Menschen aus aller Welt mit Behinderten zusammenleben, den Bauernhof bewirtschaften und die geistig behinderten Erwachsenen zu Therapiezwecken mit in die Arbeit einbinden. Für Norwegen sprachen zwei Gründe: Zum einen schien mir der Schritt mit neunzehn Jahren plötzlich doch ziemlich groß, für fünfzehn Monate zum Beispiel nach Südamerika zu gehen. Zum anderen hieß es in der Beschreibung der norwegischen Stelle „auf Hogganvik leben“, so dass ich davon ausgegangen war, dass es sich um eine Insel handelt. Mittlerweile weiß ich, dass es sich hierbei um eine nicht ganz korrekte Übersetzung des norwegischen „på“ handelt, was eigentlich „in Hogganvik leben“ hätte heißen müssen. Soviel zu rationalen Entscheidungsprozessen, die man später in Bewerbungen herbeischreiben muss... Nach Abschluss des Abiturs und einem vierwöchigen Praktikum mit körperlich Behinderten im englischen Nottingham habe ich dann also meinen Zivildienst auf einem norwegischen Bauernhof verbracht, Norwegisch gelernt, Behinderte betreut, war für die Käseproduktion verantwortlich und habe allmorgendlich die Kühe mit der Hand gemolken. Nach diesen interessanten fünfzehn Monaten hatte ich alles Mögliche für die Zukunft im Sinn; ein Studium schien mir nur eine und nicht gerade sehr verlockende Option zu sein. Nach einem Vorstellungsgespräch bei einer deutsch-französischen Gesellenvereinigung bekam ich dann die Zusage für eine kombinierte Tischlerausbildung, bei der man ein Jahr in einem deutschen und ein Jahr in einem französischen Betrieb lernt und das dritte Jahr auf Wanderschaft geht, was mir besonders verlockend schien. Irgendwie fand ich mich dann aber doch in Heidelberg an der Uni wieder, in der Schlange vor dem Immatrikulationsbüro. Ich wollte Geschichte als Hauptfach studieren, weil

mich das schon immer fasziniert hatte. Da ich mit dem Norwegischlernen ganz gut zurechtgekommen war, hatte ich nun die Idee, mich als Nebenfach an einer schwereren Sprache zu versuchen. Während ich für mich selber immer noch „Russisch oder Arabisch?“ wiederholte, war ich an der Reihe und sagte spontan, dass ich Arabisch, d.h. Islamwissenschaft als Nebenfach studieren wolle. Wieder keine rationale Entscheidung. Schnell wurde mir im Studium klar, dass der Aufwand für Arabisch als Nebenfach zu hoch ist, so dass ich dann meinen Schwerpunkt voll auf die Islamwissenschaft legte. Die folgenden sechs Jahre habe ich dann also in Heidelberg, Beirut, London und Leipzig studiert, bin in viele arabische Länder und nach Indonesien gereist und habe nebenbei und zwischendurch Praktika gemacht und ein wenig für das Auswärtige Amt in Ägypten und Afghanistan gearbeitet. Ich habe mich an einigen Fremdsprachen versucht, einige mit mehr, andere mit weniger Erfolg. Zu den dramatischeren Erinnerungen der letzten Jahre gehören Reisen in Konfliktregionen wie in den Südlibanon, nach Nordzypern, Palästina und Berg-Karabach. Ich habe in den Slums von Jakarta und Kairo mit den Einheimischen Tee getrunken, bin in der syrischen Wüste kurz vor der Irak-Grenze gewesen, in Jordanien fast mit dem Bus verunglückt, weil der Fahrer schlief und in Beirut nur knapp einem Bombenanschlag entgangen. In Kabul wurde das Internetcafé von einem Selbstmordattentäter in die Luft gejagt, eine Woche nachdem ich dort war und in London meine U-Bahn-Haltestelle Russel Square ebenso. Mittlerweile arbeite ich nun für eine Internationale Organisation in Brüssel als Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Nahostbereich, was auch einige spannende Reisen mit sich bringt, demnächst zum Beispiel nach Saudi Arabien.

Deutschland. Mittlerweile habe ich Deutschland, sein System, seine Möglichkeiten sehr schätzen gelernt. In meiner Jugend war ich noch sehr kritisch, was alles ‚Deutsche‘ angeht. In einem Poesiealbum habe ich neulich einen Eintrag von mir wieder gefunden, in dem ich bei „Wie fühle ich mich zurzeit“ mit leichter Ironie mit fünfzehn Jahren „Ich habe zurzeit eine Hass-auf-alles-Deutsche-Phase“ vermerkt habe. Dies war in meinem Umkreis durchaus verbreitet. Aus heutiger Sicht würde ich vermuten, dass dies die jugendlich-unreflektierte Variante einer linken Kritik war. Lernt man jedoch ganz andere und viel weniger entwickelte Staaten kennen, so versteht man irgendwann, wie prima Deutschland ist und wie gut es auch ist, einen deutschen Pass zu haben, spätestens wenn man im syrisch-türkischen Bergland freundlich begrüßt („Heil Hitler“) und durchgewunken wird, der Jordanier aus dem selben Taxi jedoch nicht durchkommt, weil (angeblich?) irgendwas mit seinen

Papieren und Ein- und Ausreisestempeln nicht stimmt. Heimweh habe ich trotzdem nie wirklich gehabt. Wenn ich mal ‚zu Hause‘ bin, genieße ich natürlich Mutters Essen, Vaters Hilfe und gehe gerne mit meinem Bruder ins Kino. Aber die Welt ist und bleibt einfach noch zu spannend, um sich irgendwo niederzulassen. Also ziehe und reise ich weiter, solange ich kann und mir danach ist.

Das Internet. Ich bin abhängig vom Lesen und Schreiben von E-Mails und vom Surfen im Internet. Weder in Palmyra in der syrischen Wüste, noch im palästinensischen Flüchtlingslager in Beirut habe ich es einen Tag ausgehalten, ohne in ein lokales Internetcafé zu rennen. Das morgendliche Checken von E-Mails ist ein Ritual wie Zähneputzen und wenn es aus irgendeinem Grund nicht klappt, fühle ich mich auch genauso, als hätte ich die Zähne nicht geputzt. Ich bin ein Newsjunkie, der ständig die aktuellen wichtigsten politischen Schlagzeilen kennt und von fünf verschiedenen Onlinemedien vergleicht. Dabei weiß ich genau, dass diese Auswahlen manchmal willkürlich, manchmal geradezu dumm sind und man eigentlich „moving targets“ hinterher rennt und genau weiß, dass die Nachrichten von heute morgen schon wieder von gestern sind. Die E-Mails, vor allem private, sind aber ein sehr guter Weg, um mit Menschen Kontakt zu halten, gerade zu denen, die in der Welt umherreisen und von denen man nie so ganz genau weiß, wo sie gerade sind (das mag auch für mich zutreffen). Und das Internet bietet noch mehr. Um meine Freundin in Armenien anzurufen, benutze ich zum Beispiel „skype out“, ein amerikanisches Softwareprogramm, auf das ich digitales Guthaben mit meiner deutschen Kreditkarte lade, auf die ich Geld von meinem belgischen Gehaltskonto transferiere (soviel zu „globalen Finanzströmen und Dienstleistungen“). Für zehn Euro kann ich etwa 3 ½ Stunden mit Eriwan telefonieren, was ich auch so gut wie täglich, meist in der Nacht, mache. Die fast weltweite Einsetzbarkeit des Handys zum Schreiben von SMS halte ich für ein sehr nützliches Resultat der „Globalisierung.“ Chatten, Skypen, yahoogroups, die Überwindung von Distanz, all das bringt das Internet, wenn man es sinnvoll zu nutzen weiß. Sicherlich sinnvoll genutzt habe ich es für die Kommunikation mit einem ehemaligen US-Diplomaten und Schriftsteller, mit dem ich zusammen im letzten Jahr ein Buch geschrieben habe. Wir sind uns noch nie persönlich begegnet, sind aber durch die gemeinsame Arbeit und durch E-Mails und gelegentlichen Telefonkontakt zu guten Freunden geworden.

Kritik. Googelt man „Globalisierung“, so bekommt man den Eindruck, dass dies ein mehrheitlich negativ belegter Begriff ist. Die Kritik bezieht sich vor allem darauf, dass „Globalisierung“ primär die Verbreitung westlicher, vor allem amerikanischer Konsumkultur sei, die als eine Art „Kulturimperialismus“ lokale Kulturen zerstöre etc. Das finde ich nicht unbedingt überzeugend, denn es bleibt ja jedem mehr oder weniger freigestellt, was er so konsumiert. Und in der Praxis reißen sich ja viele Menschen in der Welt um oberflächliche westliche Konsumkultur (Zitat meines libanesischen Professors zur Eröffnung des ersten McDonalds in Beirut: „You cannot imagine how so many Lebanese queued for these silly burgers“). Wenn man jedoch im Nahen Osten gerne eine Tasse traditionellen arabischen Tee oder Kaffee trinken würde, jedoch immer nur stolz Lipton und Nescafé angeboten bekommt und wenn man täglich von den libanesischen Freunden entweder zum Starbucks oder im Ramadan zum Fastenbrechen zum McDonalds geschleppt wird („Special Iftar Meal“), wundert man sich schon, ob an den Argumenten nicht was dran ist. Ebenso dann, wenn einem der Gesprächspartner ständig die linke T-Shirt-Seite entgegenstreckt, auf der das Polomännchen, das Lacoste-Krokodil oder das Boss-Emblem zu sehen ist, bis man endlich sagt, wie toll man das findet. Witziger finde ich da die gefälschten Produkte, auf denen es dann heißt „Arami“, „Buss“, „Hiflinger“ oder Adidas nur zwei Streifen hat. Auch die Kinn- und Nasenpflaster der verwöhnten reichen libanesischen Oberschicht, die man extra noch eine Woche länger drauflässt, damit auch jeder sieht, was man sich so leistet, sind irgendwie skurril aber sympathisch. Weniger auf der Konsum- als auf der Ebene der Politik habe ich – v.a. im Nahen Osten - mehr Verständnis und Einsicht in außerwestliche Perzeptionen gewinnen können. Lebt man beispielsweise im Nahen Osten, beschäftigt sich mit Sprache, Geschichte, Kultur und Politik der arabischen Welt, so beginnt man zum Teil selbst islamistische Argumente zu verstehen (was ja keineswegs heißt, das man sie teilen muss), die sich auf Ungerechtigkeiten im globalen Wirtschafts- und Politiksystem beziehen, den Westen wegen seiner Doppelstandards verurteilen etc. Sind dies wirklich nur noch zu glättende Hügel auf der sonst flachen, globalisierten Erde, die Thomas Friedman beschreibt? Oder nicht doch ernstzunehmende, sich immer deutlicher artikulierende antiwestliche Meinungen und Forderungen?

Als eine kleine Randbemerkung möchte ich erwähnen: mir ist aufgefallen, dass bestimmte Produkte eben doch nicht weltweit erhältlich sind, wie es die Definitionen von Globalisierung manchmal erwähnen, ein Creme-Deo von Nivea zum Beispiel. Ich habe bestimmt schon in zehn Ländern zwi-

schen all den Nivea-Deosprays und –sticks gesucht, aber eben diese Deo-Creme (oder irgendeine andere Creme) nirgendwo anders gefunden als in Deutschland. Bin ich denn der einzige, der Sprays und Sticks nicht verträgt? Ach ja, und das deutsche Brot! Nirgendwo gibt es so eine große Auswahl von gesunden und verschiedenen Brotsorten, so jedenfalls mein Eindruck.

Neid und Zweifel. Manchmal beneide ich die Menschen, die sich einfach irgendwo niedergelassen haben oder nie die heimatlichen Gefilde und die vertraute Umgebung verlassen haben. Es ist gewissermaßen der Weg des geringsten Widerstandes, aber auch eine irgendwie mutige Entscheidung. Dann wiederum ist es für mich jedoch schwer nachvollziehbar, wie man damit zufrieden sein kann und warum man nicht die Angst hat, etwas zu verpassen, zu erleben oder zu sehen. Auch überkommen mich gelegentlich Zweifel, was die Richtigkeit der Entscheidungen betrifft, die ich so getroffen habe und auch manchmal Zweifel an intellektuellen Fähigkeiten. Wenn es ganz „schlimm“ wird, greife ich zu Kafkas „Brief an den Vater“ und finde mich darin wieder. Nicht in der Abrechnung mit seinem Vater, sondern in dem Teil, in dem er beschreibt, welche Zweifel ihn plagten, weshalb er gleich als Scharlatan enttarnt werden könnte etc. Das geht aber immer schnell vorbei.

Brüche und der Preis, den man zu zahlen hat. Bis ich neunzehn Jahre alt war lebte ich mit meiner Familie, die letzten zehn Jahre davon in einem kleinen Ort bei Göttingen, der 600 Einwohner hat, ziemlich katholisch ist und mir die jungen Menschen stark zu polarisieren scheint: entweder man bleibt und ist schon oder wird so wie die älteren Einwohner und übernimmt ihren Lebensstil und ihre Vorstellungen, die ich vielleicht etwas zu verallgemeinernd mit den Stichworten Geld sparen, Haus bauen, Freundin aus dem Nachbarort, Sängerkapelle und Fußballverein skizzieren würde; oder man zieht hinaus in die Welt und kommt zumindest Weihnachten mal zu Besuch. Als ich von meinem Zivildienst aus Norwegen zurückkam, habe ich dies in meinem vormaligen Freundeskreis in dem Ort verstärkt zu spüren bekommen: nur diejenigen, die schon ‚raus gekommen‘ waren oder das gerne würden und zum Teil vorhatten, aber nicht schafften, interessierten sich für das, was ich in Norwegen gemacht habe. Die anderen waren oder spielten völlig desinteressiert oder lehnten es ab, so etwas zu tun. Zum einen sei es besser Militärdienst zu leisten (sehr ‚männlich‘), andere meinten, man müsse in der Nähe bleiben, die Familie besuchen und das Dorf ‚verteidigen‘. Andere gingen mir aus dem Weg und sprachen nie wieder mit mir. Da ich ja bereits beschlossen hatte,

weiter zu ziehen, machte es mir nicht so viel aus, dass mich das Dorf in gewisser Hinsicht zu verstoßen schien. Wahrscheinlich machte mein Verhalten zu deutlich klar, dass ich auch keinen großen Wert mehr darauf legen würde. Irgendwann spazierte ich alleine an einem schönen kalten Wintertag durch die Natur und fluchte laut auf Norwegisch vor mich hin, darüber, dass ich immer noch hier sei, ‚raus‘ wolle und hier nicht mehr viel verloren habe (außer meiner Familie und Großmutter natürlich). Mit wurde zu dem Zeitpunkt klar, dass man nicht die Interessen aller Menschen bedienen und berücksichtigen kann und das man für Entscheidungen, die man trifft oft auch einen Preis zu zahlen hat. Der Preis für Entwurzelung und Fernweh ist vermutlich die Lockerung von sozialen Bindungen und letzten Endes auch eine gewisse Unfähigkeit, sich mit denen einzulassen, die das partout nicht verstehen wollen. Mir ist jedoch klar, dass mein Weg nur eine von vielen Optionen ist, aber es ist eben meine Wahl (und viele Zufälle), die mich zu dem gebracht haben, was ich nun bin. Wo ich früher missionarisch war, was beispielsweise das Ausziehen aus dem Elternhaus angeht, bin ich es jetzt nicht mehr. Jede Entscheidung hat irgendwie seine Begründung, wobei ich im Freundeskreis etc. natürlich eher zu individualistischen Leuten tendiere.

Beruf, Diplomatie und Gleichgesinnte. Bei der Wahl meiner Studienfächer wusste ich bereits ganz genau, wie das Aufnahmeverfahren für den Höheren Diplomatischen Dienst funktioniert und welche Studienfächer für den Einstieg besonders sinnvoll sein könnten. So wählte ich Geschichte und Öffentliches Recht als Studienfächer und eine schwere aber wichtige „UN-Sprache“ als Nebenfach, in diesem Falle Arabisch. Die Welt der Diplomatie versprach irgendwie das, was mich zu der Zeit am meisten zu begeistern schien: Fremdsprachen lernen, durch die Welt reisen, andere Kulturen kennen lernen und in ihnen leben. So war jedenfalls mein auf Wenigem beruhender Eindruck, der sich kurz darauf als nicht wirklich zutreffend herausstellte: Nach meinem ersten Semester Studium war ich als Praktikant an der Deutschen Botschaft in Oslo. Von den deutschen Entsandten war ich im Grunde der einzige, der Norwegisch sprach, die Einsatzorte kann man sich nicht immer aussuchen, und sehr oft bleiben Diplomaten in ihren internationalen Kreisen, die wenig mit der einheimischen Kultur zu tun haben (soviel zu Fremdsprachen, Reisen und fremden Kulturen).

Schnell stellte ich auch fest, dass mein geschildertes Interesse keineswegs außergewöhnlich war und ist. Sowohl an der Universität, als auch bei späteren Praktika (z.B. bei der UN) traf ich junge

Menschen, die sehr ähnliche Interessen hatten und haben, permanent irgendwie an ihrem Lebenslauf zu basteln scheinen, hier noch ein Praktikum bei der EU, dort noch eins bei der UN machen und sich um dieses oder jenes Stipendium bewerben. Sowohl als Stipendiat bei der Friedrich-Ebert-Stiftung als auch als Mitglied im Studentenforum des Tönissteiner Kreises war ich stets von Leuten umgeben und freundete mich mit denen an, die im Grund so ähnlich wie ich zu sein schienen, ohne dass ich danach gesucht oder großen Wert darauf gelegt hätte. Die Kreise von Bekannten und Netzwerken werden dabei immer kleiner und man merkt, dass man sich vermutlich von außen betrachtet, immer mehr den Zentren der Macht annähert, ohne es wirklich zu bemerken. Aber plötzlich schreibt man Reden für Parlamentarier beispielsweise zur Rolle der NATO in Afghanistan und findet die eigenen Sätze drei Tage später auf Seite 2 der FAZ wieder, weil die kontroversen Diskussionen Wellen geschlagen haben. Und das ist vermutlich erst der Anfang.

Familie und Kinder. Führt man ein modernes „Nomadenleben“, dann stellt sich natürlich auch irgendwann die Frage, wie das mit dem manchmal mehr, manchmal weniger akut vorhandenen Wunsch zusammenhängt, eine Familie zu „gründen“, Kinder zu haben, einen Partner zu finden, der zu einem passt. In den Kreisen und Netzwerken, in denen ich mich in den letzten Jahren viel bewegt habe, trifft man auf Frauen, die einem vermutlich relativ ähnlich sind, was ihre Ziele, Ambitionen und Pläne angeht. Aber würde das langfristig mit einer Beziehung klappen? Mehrmals habe ich es persönlich erlebt, dass im Grunde bereits im ersten Gespräch beim Kennenlernen die Überlegung und Feststellung thematisiert wurde, dass es ja langfristig eh nicht mit einer Beziehung funktionieren würde. Die gegenwärtigen Diskussionen in Deutschland um Nachwuchssorgen, Karriere, Individualismus etc. finde ich eher störend. Es scheint an einem Grundvertrauen in das Leben, Familie und Kinder zu fehlen, wenn immer wieder Gründe vorgeschoben werden, warum es gerade jetzt überhaupt nicht in die Planung passe, sich fest zu binden, Kinder zu bekommen etc. Ich bin geneigt zu sagen, dass orientalische Familienmodelle hier den deutschen überlegen sind und sie mehr Wärme zu geben scheinen, weniger von Zweifeln geplagt werden, mehr Zusammenhalt nach innen bieten. Es herrscht im Grunde ein größerer Realismus vor, dass man sich halt an einem Punkt irgendwann mal für einen Partner entscheiden muss. Mir gefällt vor allem das Konzept von „wachsender Liebe“. Meine armenische Freundin beschrieb es mir vor kurzem so (bei aller Pauschalität): Liebe ist wie ein Topf Wasser. Im „Westen“ kocht das Wasser am Anfang, man stellt den Topf auf

eine Herdplatte, die aber nicht eingeschaltet ist. Im „Orient“ ist das Wasser am Anfang lauwarm, aber dann wird die Kochplatte eingeschaltet!

So hatte ich in meiner Beziehungsgeschichte vor allem für fast fünf Jahre eine palästinensisch-deutsche Freundin, die zumindest formal Muslima und deren tatsächlich muslimischer Vater uns das Leben gerade am Anfang nicht gerade leicht gemacht hat. Einmal hatte ich eine ausschließlich deutsche Freundin ohne jeglichen Auslandsbezug oder „Migrationshintergrund“, was vor allem meine Mutter sehr überrascht und zum mehrmaligen Nachfragen veranlasst hat.

Seit diesem Sommer bin ich nun mit Sona aus Armenien zusammen. Wir haben uns bei der Internationalen Summer School der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik in Berlin kennen gelernt. Sie hat mich später zwei Wochen in Deutschland und Belgien besucht, im Oktober sind wir beide nach Moskau gereist, um uns dort zu treffen. Ende des Jahres 2006 werde ich zwei Wochen bei ihr in Eriwan verbringen und ab Februar kommt sie zu mir nach Brüssel, so lange es uns die ‚Festung Europa‘ erlaubt (90 Tage im Rahmen eines schwer zu bekommenden Visums)...

"Roberto Winzer" (Pseudonym) ist ein ehemaliger Stipendiat der Friedrich-Ebert-Stiftung. Er lebt und arbeitet heute in Brüssel.